

EXTRASILBER



Vorm Spätstil

VON HANS-KLAUS JUNGHEINRICH

Zwei Kölner Interpretationen der 8. Symphonie von Dmitrij Schostakowitsch, qualitativ nahezu gleichrangig, aber grundverschieden timbriert, fordern zum Vergleich heraus: die Wiedergabe mit dem Gürzenich-Orchester unter der Leitung von Dmitrij Kitajenko (Capriccio 71013) und die des WDR-Symphonieorchesters mit dem Dirigenten Semyon Bychkov (Avie AV 0043). Bychkov ist der Jüngere und zweifellos der smartere Typ; er realisiert die ausgreifende Partitur flüssig und virtuos und erzielt eine Spieldauer von kaum mehr als einer Stunde. Kitajenko, ein unwölkterer Maestro, versenkt sich vor allem in die lyrischen Abgründe des Kopfsatzes stärker hinein, mäßigt auch die bravourösen Strecken und braucht insgesamt rund acht Minuten mehr als sein Konkurrent. Beide Annäherungen scheinen legitim.

Zwischen der martialischen Siebten („Leningrad“) und der grotesk-leicht-händigen Neunten zeigt sich Schostakowitschs Achte als eines seiner „persönlichsten“ Werke. Hier ist bereits im Rahmen eines einzigen Stückes vorgebildet, was Schostakowitschs ton-sprachliche Entwicklung insgesamt kennzeichnet: die allmähliche Entspannung einer von Bedrückung, Bedrohung und Schlachtenlärm erfüllten Expressivität eines komponierenden „Zeitzeugen“. Das ins Transparente und „Leichte“ sich wendende Finale kündigt mithin den serenem Altersstil an, bis zu dessen unwiderruflicher Realisierung es noch ein weiter Weg war: 1943, zur Entstehungszeit der Achten, war noch Krieg, und Stalin lebte noch zehn Jahre.

DIE DREI WÜNSCHE

HERVORRAGEND: Lichtblick (Markus Stockhausen, Angelo Cossimo, Christian Thomé); Aktivraum AK 10105. Aus der Werkstatt moderner intuitiver „Kammer-musiker“ zwischen Komposition und Improvisation, U- und E-Musik. Ein Fest für Klangsensibilisten.

BEMERKENSWERT: Kurt Weill, The Eternal Road (Ausschnitte); Naxos 8.559402. Highlights aus Weills spätem zionistischen Hauptwerk. Ein anderer Weill: der Bekenntnismusiker.

EXTRAVAGANT: Bläserphilharmonie Mozarteum Salzburg (Werke von Tanzer & Pirchner); Unimoz 21. Aparte Schmankelein.

VERSPIELT

Hirnlos

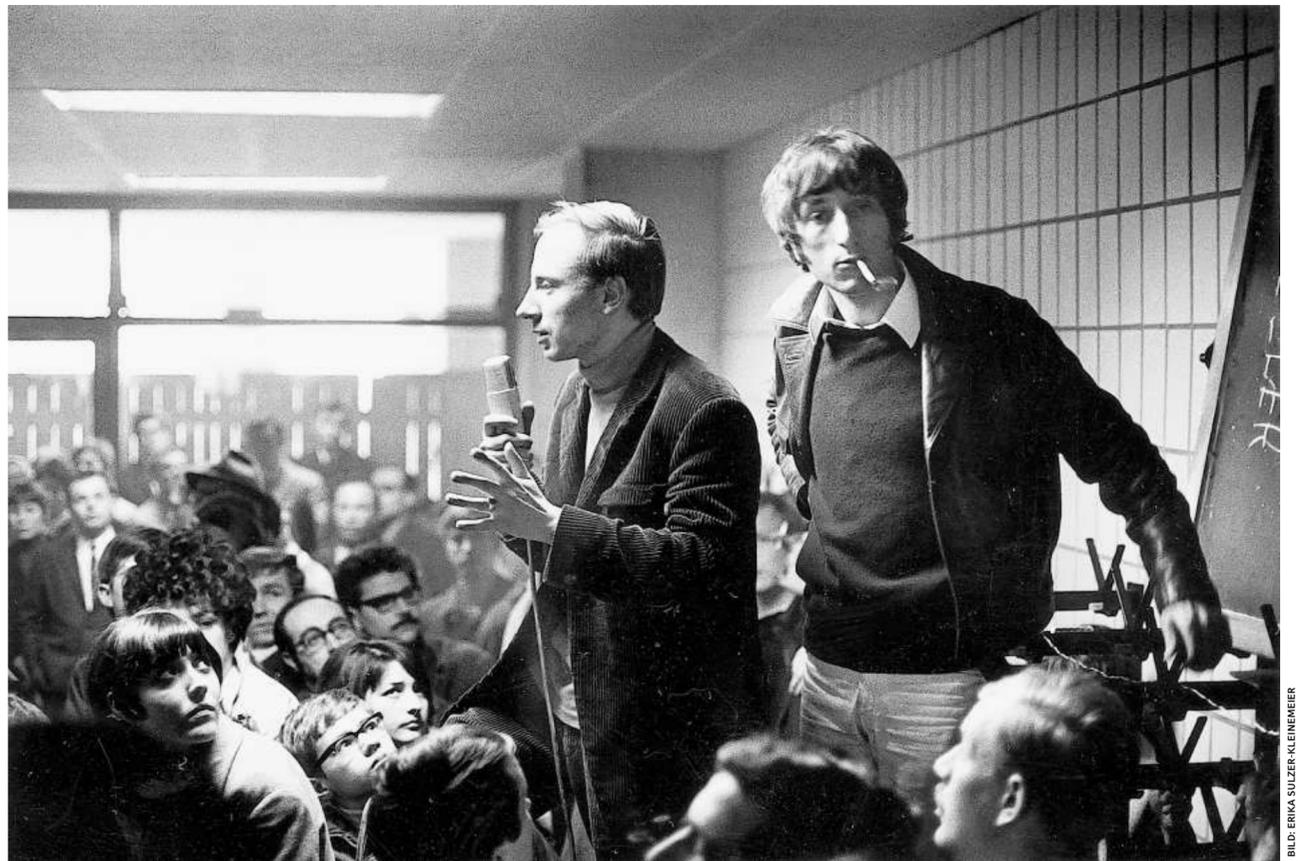
VON THOMAS MAGENHEIM

Im Neudeutschen wird sowas heutzutage „Nobrainier“ genannt, was heißt, dass normale Menschen dafür ihr Gehirn nicht unbedingt anstrengen müssen. Was man für Munchkin allerdings unbedingt braucht, ist Humor. Genaue gesagt: amerikanischen Humor. Denn das Kartenspiel kommt von jenseits des Atlantiks und es versteht sich als Parodie auf klassische Fantasy-Rollenspiele. In den USA genießt es längst Kultstatus, und auch in Deutschland schwören mittlerweile ganze Fangemeinden darauf. Das im Untertitel erklärte Spielziel ist jedoch gewöhnungsbedürftig: „Töte die Monster, klau den Schatz, erstich deine Kumpel.“

Monster vom Schlage „Großes wütendes Huhn“ oder „Unausprechlicher Schrecken“ werden dabei mit Waffen wie Kettensäge oder „Arschtritt-Stiefel“ gekillt. Verliert man einen Kampf, geschehen „schlimme Dinge“ nach Kartentext. Ein Sieg bringt dagegen Schätze und den Aufstieg um eine oder zwei Stufen. Wer gewinnen will, muss sich beispielsweise vom Menschen der Stufe eins zu einem Zwerg der Stufe zehn nach oben meucheln. Mitspieler können bei Kartengefechten für das Monster Partei ergreifen oder durch Geschenke auf die Seite des Duellanten gezogen werden.

Ferner gibt es Flüche wie „Huhn auf dem Kopf!“ und andere Karten, die mehr oder weniger gegen die Genfer Konvention verstoßen. Manche Zocker spielen Munchkin um des Hausens und Stechens Willen, um Kartentexte zum Besten geben zu können oder um in infantilem Gelächter zu verfallen – ernsthafte Gründe, Munchkin zu spielen, gibt es nicht. Wer skurrilen US-Humor schätzt, kann auch Erweiterungen wie Abartige Axt oder Munchkin beißt! zukaufeln. Letzteres bringt Vampire und Werwölfe ins Spiel.

MUNCHKIN. Verlag Pegasus, ist ein Kartenspiel von Steve Jackson für drei bis sechs Personen ab etwa zwölf Jahren. Es dauert bis zu eineinhalb Stunden und kostet 13 Euro im Internetversand, zum Beispiel über www.adam-spielt.de.



11. April 1968, erste Protestversammlung nach dem Attentat auf Rudi Dutschke: Hans-Jürgen Krahl am Mikrophon, Günther Amendt (mit Zigarette) und Udo Riechmann (unten rechts).

Thankmar, der junge Krahl

Der SDS-Theoretiker Hans-Jürgen Krahl – ein Wanderer von der extremen Rechten bis zur radikalen Linken

VON GERD KOENEN

Um Hans-Jürgen Krahl, den Frankfurter SDS-Tribun und Adorno-Schüler, haben sich schon zu Lebzeiten Legenden gerankt. Neben Dutschke und – nach dem Attentat von Ostern 1968 – an dessen Stelle verkörperte er das eigentümliche Charisma dieser „anti-autoritär“ deklarierenden Jugendbewegung mit ihrer Mischung aus permanenter Aktion und esoterischer Theorie-sprache.

Als „der Krahl“ (wie alle ihn damals nannten) im Februar 1970, gerade sieben- undzwanzig Jahre alt, bei einem Autounfall ums Leben kam, sahen viele darin eine erschreckende, nahezu schicksalhafte Konsequenz am Werk. Manche seiner Weggefährten stilisierten seinen frühen Tod zum Fanal einer Verzweiflung, die vor allem den autoritären Tendenzen im Innern der Bewegung selbst gegolten habe, und damit zum Sinnbild für das erneute Absterben einer emanzipativen Bewegung in Deutschland. Eine andere, weniger heroische Deutung betont eher das Element äußerster persönlicher und politischer Überspannung, die auf irgendein katastrophisches Ende zulief, unklar nur, auf welches.

„Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, dass er nicht auf dem Kopf gehen konnte.“ Diesen Satz aus Büchners Lenz möchte der Bildhauer Eberhard Fiebig auf das vergessene, nach 35 Jahren von Einebnung bedrohte Grab Hans-Jürgen Krahl in Hannover setzen (siehe dazu den untenstehenden Aufruf). Das käme der Person und der Sache recht nahe. Krahl hat immer wieder versucht, auf dem Kopf zu gehen, um wenigstens in seinen genialisch-monologischen, schriftlich oder mündlich hingeworfenen Gedanken-skizzen die „verkehrte Welt“ des entwickelten Kapitalismus auf die erträumten Füße einer sozialistisch-solidarischen Gesellschaftsordnung gestellt zu sehen. Ob da ein zeitgenössischer Gesellschaftsanalytiker sprach, ein spätgeborener Mystiker, ein moderner Existenzialist oder ein Stürzender, Fallender auf der Suche nach Halt und Gemeinschaft, bleibt ununterscheidbar. Das eine schließt das andere auch nicht aus.

Schon damals fiel auf, wie sehr er den Gestus des Outsiders auch innerhalb der Bewegung kultivierte, von deren konformistischem Protest-Habitus er sich schon durch sein Äußeres absetzte: schnarrende Stimme, randlose Brille, kurze strähnlige Haare mit Scheitel, verblichene Anzüge. Während

alle sich stylten, ob als Kommissar oder als Hippie, pflegte er die delikate Hässlichkeit des späten Konfirmanden oder Zöglings einer Klosterschule. Welche erotischen Neigungen er in dieser promiskuen Jugendszene verfolgte, und ob überhaupt, muss dahingestellt bleiben. Als Chianti oder Joints angesagt waren, trank er seine lüftigen Lagen aus Bier und Doppelkorn, während er Heintjes „Maama“ in der Jukebox auflegte oder mit fester Stimme das Niedersachsenlied anstimmte: „Wir sind die Niedersachsen/

mächtis geworden ist. Vorgetragen hatte er diese „Angaben zur Person“ in jenem Prozess, in dem er als Rädelführer wegen der Besetzung des bis dahin sakrosankten „Instituts für Sozialforschung“ angeklagt und mit seinem früheren Lehrer Theodor W. Adorno, der kurz darauf starb, in einem letzten, exemplarischen Wortwechsel konfrontiert war.

In großer forensischer Rede nahm Krahl sich selbst, den Wanderer von der extremen Rechten zur radikalen Linken, zum Prototy-

Sohn des deutschvölkischen Dichters Will Vesper auf Gut Triangel bei Gifhorn in derselben niedersächsischen Provinz mit ihrer „Ideologie der Erde“ aufwuchs und 1967/68 eine ganz ähnliche „Odyssee“ von rechts nach links hinter sich hatte. Allerdings war Krahls Vater weder nationalsozialistisch vorbelastet, noch konnte man ihn als kaufmännischen Angestellten, der es zum Prokuristen einer kleinen Möbelfirma gebracht hatte, zur „herrschenden Klasse“ rechnen. Worin bestand dann der „Klassenverrat“ – zumal Krahls Eltern ihren SDS-Tribun offenbar mit verquerem Stolz bis zum Schluss unterstützt haben?

Provinzielle Traumwelten

Da beginnen die Ungereimtheiten seiner autobiographischen Selbststilierung. Krahls Novalis-Legende hatte neben schwärmerischen Jugendlektüren dieses religiösen Romantikers wohl auch mit familiären Andeutungen über die Großmutter zu tun, die einst auf einem Gut der Hardenbergs beschäftigt war. Das führt mitten in den pseudologisch-phantastischen „Familiennroman“ der Nachkriegskinder, deren Väter lange fort waren, an der Front oder in Gefangenschaft. Rudi Dutschke etwa bildete sich als Jungendlicher ein, das Kind eines Juden zu sein, den seine Familie versteckt habe, da er selbst sehr dunkel und beschnitten war. Aus diesen provinziellen Traumwelten kamen die führenden Köpfe der deutschen 68er-Bewegung.

Was Hans-Jürgen Krahl mit dem älteren Bernward Vesper tatsächlich verband, war die Art und Weise, wie sie in den fünfziger und frühen sechziger Jahren eine Kulturkritik von rechts benutzten, um sich auf eigene Faust in großartiger, elitärer Absonderung zu üben. Allerdings ist über die früheste Episode im Leben Krahls – den Ludendorffbund, einen von Mathilde Ludendorff gegründeten „Bund für Gotterkenntnis“, der das jüdisch kontaminierte Christentum durch einen „artgemäßen deutschen Glauben“ ersetzen wollte – kaum Genaues bekannt. Nur ein ehemaliger Schulkamerad, der heutige NPD-Funktionär Hans-Michael Fiedler, rühmt sich gelegentlich, dass der Name seiner Hauspostille Missus (der „Königsbote“) ursprünglich von Krahl stamme.

Anders als Vesper bei seinem Selbstmord im Mai 1971, hat Krahl, als er im Februar 1970 starb, neben seinen theoretischen Skizzen, Exzerpten und Tonbandmitschnitten keinen persönlichen Nachlass hinterlassen – mit der einzigen Ausnahme einer dunkelblauen Wachstumskladde, in der er als Siebzehnjähriger 1960/61 versucht hatte, seinen tragisch-pathetischen Weltgefühlen literarischen Ausdruck zu geben. Dieses Heft gibt zumindest einen kurzen Blick auf die wirkliche Person frei – keine drei Jahre, bevor Krahl als Student der Philosophie, Soziologie und Germanistik wie so viele seiner Generation die theoretische Heerstraße von Heidegger über Nietzsche, Sartre und Adorno bis Marx, Marcuse, Lukács und Lenin hinabzog, um (wie er glaubte) Anschluss an die sich beschleunigende Zeit und ihre heftiger werdenden Ausschläge zu gewinnen.

Der Siebzehnjährige von 1960/61 dagegen lebte noch ganz in einer vergangenen Epoche, die unter der stillgestellten Nachkriegslandschaft lag. „Jeden Augenblick stießen die Ahnen aus dem Nebel hervor“, wenn er in die neblige Heide ging. Fortsetzung auf der nächsten Seite



Für die Frankfurter Goethe-Universität verfasst Krahl am 26. Januar 1965 einen ausführlichen Lebenslauf. Es habe sich in den letzten Jahren seine „Schüchternheit immer mehr“ verloren, schreibt der spätere SDS-Tribun, „so daß ich viele Freundschaften schloß“.

Sturmfest und erdverwachsen, Heil Herzog Widukinds Stamm“. Und dann, so will es die Krahl-Legende, nahm er sein Glas aus heraus, als ließe er ein Monokel fallen, und fabulierte von seiner fernen adeligen Herkunft aus dem preußischen Geschlecht derer von Hardenberg, das auch einen Novalis hervorgebracht hatte.

Das betont Unzeitgemäße seines Habitus hatte er freilich selbst durch eine große biographische Erzählung überwölbt, die zu seinem wirkungsvollsten literarischen Ver-

pus einer geschichtlichen Emanzipationsbewegung, die eine wachsende Zahl von Abkömmlingen der privilegierten Klassen zum „Klassenverrat“ getrieben habe. Aus Niedersachsens „finstersten Teilen“ stammend, in denen noch die „Ideologie der Erde“ herrsche, sei es nur zu verständlich gewesen, dass er seinen „politischen Bildungsprozess“ im Rahmen des Ludendorffbundes, der Deutschen Partei und der Welfenpartei durchlaufen habe; so dass es „schon ein enormer Schritt an Aufklärung“ gewesen sei, als er im Jahr 1961 in seiner Heimatstadt Alfeld die Junge Union begründete und der CDU beitrug. Das alles seien Etappen einer wahren „Odyssee durch die Organisationsformen der herrschenden Klasse“ gewesen, die ihn über eine schlagende Göttinger Verbindung und die christliche Kirche schließlich zum Studium der Philosophie und „zur theoretischen Selbstbestimmung... nämlich zu Martin Heidegger“ finden ließ. Erst als er sich auch aus den Fallstricken dieser „imperialistisch abenteuerten Philosophie“ gelöst und vollends, nachdem „mich die herrschende Klasse rausgeworfen hatte, entschloss ich mich dann auch, sie gründlich zu verraten und wurde Mitglied im SDS“.

Vordergründig weist Krahls Biographie einige Entsprechungen zu der Bernward Vespers auf, des Autors der „Reise“ und ersten Mannes von Gudrun Ensslin, der als

DIE „INITIATIVE KRAHL-GEDÄCHTNIS“

Ab Februar 2005 hätte das seit Jahren aufgelassene Grab des am 13. Februar 1970 bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommenen Hans-Jürgen Krahl auf dem Friedhof in Hannover-Ricklingen neu vergeben werden können. Eine „Initiative Krahl-Gedächtnis“ hat vor Wochen bereits die Öffentlichkeit dazu aufgerufen, das überwachsene Grab zu erhalten und es mit einem „Denkstein“ des Bildhauers und früheren Krahl-Gefährten Eberhard Fiebig dauerhaft zu gestalten – „zum Angedenken an einen Menschen und eine Zeit, die eine andere Gesellschaft für denkbar und machbar hielt“, wie es im Aufruf der Initiative heißt.

Die Stadt Hannover hat zugesagt, die Neubelegung des Grabes bis auf weiteres

„unbürokratisch“ auszusetzen, so Oberbürgermeister Schmalstieg. Über ein weitergehendes Engagement der Stadt wird noch verhandelt (siehe FR vom 28.1.2005). Die Initiative, deren Unterstützerliste von Elmar Altwater, Gerhard Amendt oder Detlev Claussen über Eva Demski und Jutta Ebeling bis Klaus Wagenbach und Wolf Wondratschek reicht, hat bisher 3000 Euro zur Erhaltung des Grabes gesammelt und ruft weiterhin zu Spenden auf. Die Initiatoren Udo Riechmann, Norbert Saßmannshausen, Dorothea Rein und Gerd Weiberg haben sich darüber hinaus das Ziel gesetzt, den verstreuten Nachlass Krahls zu sammeln und sein Wirken und Denken verstärkt wieder in Erinnerung zu rufen. www.krahl-seiten.de

BILD: ARCHIV DER JOHANN WOLFGANG GOETHE UNIVERSITÄT

BILD: ERIKA SULZER-KLEINMEIER

Fortsetzung

„Jetzt weiß er, dass er auf dem Boden seines Geschlechtes, seiner Geschichte steht. Er wird ruhig ...“. Dann wieder plagen ihn unbestimmte Alpträume: „Ich weiß nicht, was (es) ist. / Aus fernen Wäldern / ein schwarzes Gesicht. / Ich mag es nicht schauen, / ich kann es nicht sehn. / Oh, wollt es doch fliehen / in die Wälder zurück.“

„Schreiendes Deutschland“ heißt ein anderes Gedicht: „Zwei blutende Grenzen im Vaterland / drei schreiende Teile – o, deutsches Land! (...) 17 Millionen liegen in Ketten, / nur unser Wille, unsere Liebe können sie retten.“ Dieser „Schrei“ war kein bloßer Reflex des Kalten Krieges, sondern richtete sich (das eben war die nationale Komponente) mehr gegen die geschichtsvergessene und kommerzbesessene westdeutsche Nachkriegsgesellschaft als gegen die sich einmauernde östliche Diktatur: „Die einen hinter den Stacheldrähten, / die andern zwischen Fernsehgeräten. / Sie hungern nach Freiheit, finden sie nicht, / sie suchen das Licht, sie finden kein Licht.“ Dieses „Hungern zwischen Fernsehgeräten“ darf man wohl eine Kritik der „Kulturindustrie“ *avant la lettre*, vor Adorno und Marcuse, nennen.

In diese beunruhigende Gegenwart, worin „freche Augen ... an Zeitungsständen saugen“, während „die Raketenbahn“ sich in den Himmel zeichnet, mischt sich der Nachhall der deutschen Katastrophe, die nun einmal der schwankende Boden war, auf dem die Angehörigen dieser ersten Nachkriegsgeneration standen. Wo war Rettung? Für den siebzehnjährigen Krahl war es, nachdem er sich aus der völkisch-antisemitischen Spinnwebwelt der Ludendorffianer gelöst hatte und bevor ihm endlich der Marxismus als geschichtsphilosophische Morgenröte aufging, der romantische Abenddämmer einer universalen Mutter Kirche, die Zuflucht bot.

Selbstfindungsqualen

In der Schlüsselerzählung „Der Dom in der Nacht“ ist er selbst der junge „Thankmar“, und sein Vater ist „Stadtrat, Mitglied einer führenden demokratischen Partei, Dr. jur. Rehberg, mit der guten, fleckenlosen Vergangenheit“. Thankmar liebt Maren: „Sie stand mitten auf dem Weg, schmal wie eine Heilige. In ihrer Nähe spürte er kein geiles Verlangen, keine Lust, wie sie bei einem 17-jährigen in der Natur liegt.“ Aber der Vater will, dass Thankmar noch verzichtet. Denn tatsächlich weckt Maren ganz andere, eigene Jugendbilder bei ihm: „Braune SA-Uniformen! Harte Gesichter! Graues Marschieren, donnernder Gesang. Er ging mit den anderen Studenten der Universität ... UND WENN WIR MARSCHIEREN, DANN LEUCHTET EIN LICHT, DAS DUNKEL UND WOLKEN STRAHLEND DURCHBRICHT ... Berlin 1933. Ein Fackelmeer ... voll Begeisterung ... - Jahre vergehen. Staub, Blüten, fanatisiertes Deutschland, Trommeln, Krieg! ES ZITTERN DIE MORSCHEN KNOCHEN. Sieg, Fanfaren, Mord,

des, es ist sein Vater.“ Doch Maren, die von allem weiß, „nimmt seinen Kopf in ihre Hände und sagt: Er leidet, mußt Du wissen, er leidet.“ Rehberg flüchtet in den großen Dom, er betet, ohne Vergebung zu erlangen. „Da sieht er sie, sie steht, schmal, wie eine Heilige, und er sieht in große, dunkle Augen voll wohlthuender Vergebung.“

Bei aller literarischen Pein ist das jedenfalls ein berührendes persönliches Dokument, worin pubertäre, religiöse und nationale Selbstfindungsqualen zeitgemäß zu-

deren große, dunkle Augen anklagen und Vergebung spenden, während alle niedere, materielle Gier und alles „geile Verlangen“ in ihrer Gegenwart von ihm abfiel: „Bei ihr wurde ich sauber.“

Fünf Jahre später (1966) wird derselbe „Thankmar“ Krahl in einer fragmentarischen Skizze „Ontologie und Eros“ schreiben: „Homosexualität ist Liebe zu Gott, zu Jesus – dem fleischgewordenen Logos –, das heißt mönchisches Leben; reine Lust ist Askese. Durch diese aufs abstrakte Jenseits gerichtete und umfunktionalisierte Sexualität schlägt in Europa alles Erotische ins Neuartische um (verklemmte Homosexualität).“ Und: „Rein ist nur der Tod, die vom Leben der Natur entflohenen Identität.“

Verzauberte Welt

So finden viele der zentralen Topoi und Themen seiner jugendlichen literarischen Fingerübungen ihre verfremdete Entsprechung in dieser völlig veränderten, philosophischen Hochsprache, die er jetzt wie eine Alltagssprache zu sprechen begann. Aber was wie ein ironisches Echo wirkt, ist eher der unverstellte Schrei selbst – Ausdruck existenzieller Ängste und Verstörungen, die (wieder sehr zeitgemäß) Elemente des Sartre'schen Ekels an der baren physisch-bürgerlichen Existenz trugen.

„Er wusste nur noch, wie die StraÙe auf ihn zuraste, wie ein grauer, fürchterlicher Wolf ... Jetzt erst merkte er, dass er im Krankenhaus war ... Alle sagten Ja zum Frühling, zum Himmel, zur Erde, zur Blume, zum Leben. Nur er hatte nein gesagt ... Er wunderte sich, dass er lebte ... Das nächste Mal gehe ich in den Fluss, dachte er. Er haÙte die leuchtende Sonne, den blühenden Apfelbaum draußen ... Zu seinem Weltbild passten Neonlampen, Nebel und AsphaltstraÙen ... Müllimer mit einer toten stinkenden Katze ... Frauen mit grauen Haaren oder grellblond gefärbt mit schrillen Stimmen ... Arbeiter, die mehr verdienen als ein guter Beamter ... Sein Weltbild war die Überzeugung der Sinnlosigkeit.“

Seit der Doktorand Hans-Jürgen Krahl mit dem Erweckungserlebnis des 2. Juni 1967 plötzlich öffentlich als Rhetor und Agitator aufzutreten begann (was er vorher kaum konnte), kreisten alle seine Interventionen um das „Problem der Organisation als Problem revolutionärer Existenz“. Firmierten im gemeinsamen „Organisationsreferat“ mit Dutschke auf der SDS-Konferenz im September 1967 noch „revolutionäre Bewusstseinsgruppen“ als neue Form einer Metropolenguerilla, die dem „integralen Etatismus“ als modernisierter Herrschaftsform des Weltkapitalismus entgegentreten sollten, so ging es ihm 1969 schon um die Partei des Proletariats als den prädestinierten „Ort der Geschichte, an dem der seiende Sinn seiner selbst inne, an dem der Begriff zum Leben wird“ (wie der französische Revolutionstheoretiker Merleau-Ponty gesagt hatte). Und es blieb sein eigentliches Credo, dass „die ersten Keimformen der künftigen Gesellschaft schon in der Organisation des politischen Kampfes selbst zu entfalten (sind), selbst um den Preis einer hohen Disziplinierung und Unterdrückung, die wir uns selbst auferlegen müssen“.

Eine wunderbar paradoxe Formulierung, die darauf verweist, in welchem Maße der bindungs- und wohnsitzlose, zum Szenetramp und Alkoholiker gewordene Krahl – der „unbehauste Intellektuelle“ im allerwört-

lichsten Sinne – in dieser Bewegung und einer zu schaffenden Organisation Halt suchte, den er im wirklichen Leben nicht mehr fand. Statt dessen geriet er in einen Strudel, der ihn mit geweiteten Augen in die Tiefe des Raumes riss. Ob an Krahl, wie ein Blick auf die Fülle der zerstreuten und nachgelassenen Manuskripte vermuten lässt, ein systematischer Denker von Rang verloren gegangen ist, oder ob er wie Vesper ans Fragmentarische als Form eines eindrücklichen Scheiterns gebunden blieb, muss offen bleiben.

DAS WERK

Die zitierte Wachstuchkladde aus den Jahren 1960/61 mit den literarischen Selbstfindungsversuchen des 17-jährigen „Thankmar“ hat Udo Riechmann verwahrt, der älteste und vielleicht engste persönliche Freund von Hans-Jürgen Krahl. Die verstreuten Aufzeichnungen und Briefe Krahls sowie weiteres dokumentarisches Material zu einem wissenschaftlich beforschbaren Nachlass zu versammeln, ist der weitergehende Zweck der „Initiative Krahl-Gedächtnis“. Der zur antiquarischen Rarität gewordene Band mit den Schriften und Reden Krahls aus den Jahren 1966-70, **Konstitution und Klassenkampf**, wird im Herbst 2005 im Verlag Neue Kritik noch einmal erscheinen. Die frühen philosophischen Fragmente in Krahls schräger Schrift harren größtenteils noch der Entdeckung und ersten Lektüre. FR

Vielleicht war dieser „Thankmar“ Krahl aber auch mehr, als ihm seine SDS-Weggefährten glauben wollten, ein wirklicher später Nachfahre des Novalis, dessen unvollendeten Roman *Heinrich von Ofterdingen* er oft genug als seinen Leit- und Schlüsseltext bezeichnet hat. Die Suche nach der „blauen Blume“ war darin ja nichts anderes als die nach einer wieder versöhnten und verzauberten Welt, worin „Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine und Gestirne, Elemente, Töne und Farben ... handeln und sprechen wie ein Geschlecht“. Und in dem es an einer Stelle heißt: „Wo gehen wir denn hin? – Immer nach Hause.“

GERD KOENEN ist Historiker und Publizist. Er veröffentlichte zuletzt: „Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-1977“ (2001); „Vesper, Ennslein, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus“ (2003).



18. Juli 1969, Prozess gegen Hans-Jürgen Krahl, Theodor W. Adorno ist als Zeuge geladen. Zu der von Krahl erhofften Grundsatzdebatte mit dem Philosophen der Kritischen Theorie kommt es nicht.

BILDER: ERIKA SULZER-KLEINEMEIER



Proben auf die eigene Identität, Selbstfindungsqualen in verschiedenen Etappen: In seiner blauen Kladde übte Hans-Jürgen Krahl auch Unterschriften – von kindlich bis erwachsen.

Mord, Mord! Bomben! Kreuze an der Wolga, Kreuze am Don, Kreuze an der Somme, Kreuze, Kreuze, Kreuzel!

In den letzten Tagen des Krieges, in Pommern, war Rehberg Zeuge einer Szene geworden, die er seinem Sohn verheimlicht: „Die Jüdin! Er sieht ihre großen, dunklen Augen anklagend auf ihn gerichtet ... Johanna Reimers! (...) Die bittersüÙe, melancholische, kitschige, revoltierende Zeit jugendlicher Leidenschaft (...) KAMERA-DEN, JAGT DIE PFERDE ... Große, dunkle, anklagende Augen! Die schwarzen Uniformen der SS-Männer (...) 2 Schüsse, brutale, gemeine Schüsse, und dann ist es still, totenstill. ES ZITTERN DIE MORSCHEN KNOCHEN ... Rehberg weiß nicht mehr, was er gemacht hat (...) Rehberg weiß nur, dass er schuldig ist. Er hat gesehen, wie sie gemordet wurde und hat nichts getan.“

Und nun ist da Maren, die Tochter Johannes. Thankmar „spürt den Duft ihres Haares und sieht die winkende Gestalt des To-

sammenfließen. Um 1960/61 kam die „jüngste Vergangenheit“ massiv zurück: mit neuen NS-Prozessen und Verjährungsdebatten, mit Film- und Fernsehproduktionen, Theaterstücken und literarischen Verarbeitungen. So wenig wie Vesper, der noch für rechtsradikale Blätter schrieb, konnte sich der siebzehnjährige Krahl offenbar diesem Gefühlssturm entziehen, der die Lebens- und Liebesgeschichte der Eltern ins Zwielicht tauchte. Dabei war die Feststellung, dass der Vater „schuldig ist“, denn „er hat nichts getan“, im Grunde selbst noch von kindlicher Zweideutigkeit, halb Anklage und halb Freispruch. Andererseits ging von der imaginierten Geschichte des Vaters auch eine anhaltende, dunkle Faszination aus, mit Feuern und Kreuzen, mit Trommelschlag und Tod. In der bloßen Namensgebung des Thankmar mischen sich völkische Mythen und christliche Mystik, ebenso wie in der Gestalt der „Jüdin“, Mutter und Tochter, halb Anne Frank, halb Jungfrau Maria,

AM KIOSK

Golden Girls

VON CHRISTOPH TWICKEL

Das Blatt hat Ambitionen: *L-Mag* sei „ein im deutschsprachigen Raum bisher einmaliges Projekt, um Lesbisches aus seiner unsichtbaren Nische zu führen“, lässt die Redaktion verlauten. „Professionellen Journalismus, an der Realität offen lesbisch lebender Frauen orientiert“ will man machen, „jenseits verstaubter Klischees über lustfeindliche, humorlose, geizige, verbissene Zicken“. Damit es auch ja profimäßig und unverbissen rüberkommt, erscheint *L-Mag* im Pocket-Size-Format, in gelb und rosa, und sieht damit wie eines der vielen Missie-Magazine aus, die um die Gunst weiblicher Teenager buhlen. Raus aus der Lila-Latzhosen-Ecke, rein in die queere Normalität. Was Schwule schon haben, wollen Lesben sowieso – die Dast-gut-so-Republik, in der auch Wolfgang Petry bekennt: „Natürlich habe ich lesbische und schwule Menschen in meinem Freundeskreis.“ Wo sogar der es normal findet, bemüht sich auch *L-Mag* um Normalität: Mainstream-Optik und Mainstream-Formate, inklusive Modestrecke („Gibt es die lesbische Einheitsunterhose, oder nicht?“), Reisetipps („Golden Girls unter Palmen“) und Kummerkasten: „Mein Problem ist, dass ich mich nicht traue, Frauen kennenzulernen, ohne unter Alkohol zu stehen.“ Lesbisch-Sein als Fortsetzung der Teenagertage: Wie war der erste Kuss, die erste Lesbekiste in der Lindenstraße. Und: ausleben, ausleben, ausleben! Der launige Dildo-Test „im Halbmarathon“, die Erotikbuch-Kritiken: „Hier dürfen endlich auch islamische Frauen geil aufeinander sein.“ „Weit und breit keine Möse zu sehen, kein Fick. Aber darum geht es doch eigentlich, oder?“ Ja, ja, geil, Möse, Ficken, „die Lust feiert ihren Sieg über die Moral“. Einen Hauch zu betulich befreit, das Ganze. Doch solange 37 Prozent der Deutschen gleichgeschlechtliche Küsse in der Öffentlichkeit immer noch „ekelhaft“ finden, wie *L-Mag* berichtet, gilt für Lesbenmagazine wohl der alte Anspruch des Künstlers Martin Kippenberger: „Durch die Pubertät zum Erfolg.“ Und in Sachen Annette Schavan haben die Ladies durchaus was zu sagen: „Ja, ich bin lesbisch, im übrigen auch transsexuell und regelmäßige Besucherin von Swingerclubs.“ Das wäre eine fesche Entgegnung gewesen.“ Da haben sie Recht.

L-MAG – Magazin für Lesben, alle zwei Monate, 2,90 Euro, Jackwerth Verlag, Berlin, www.l-mag.de

HÖREN & STRICKEN

Schmidt

VON JUTTA HEES

„Das vorliegende Buch spielt, wie unter anderem aus der Stelle Seite fünfzehn Zeile drei von oben überzeugend dargetan wurde, in seinen entscheidenden Partien im Jahre 1980 auf dem Monde. Die eingestreuten irdischen Szenen sind nach Angabe des Verfassers dem bayerischen Volksleben entnommen.“ So beginnt **KAFF** auch **Mare Crisium** von Arno Schmidt. Was gibt es von unserer Seite noch dazu zu sagen – außer dass Arno Schmidt eine wunderbare fabelhafte herrliche Sprache spricht. „Und unsere Lippen fielen lange.“ Oder: „Sie schmiegt. Sie schmiegt fester. Mädchen, kannst Du schmiegen!“

Doch kein bloßer sprachlicher Manierismus soll hier belobhelt werden. In seinen Roman packt Arno Schmidt gleich zwei Handlungen: Die Geschichte von Karl und Hertha, ein Liebespaar wohlgeremert, die 1959 zwei Tage bei Karls Tante Heete in der Lüneburger Heide verbringen. Bei ausgiebigen Spaziergängen erfindet Karl eine Science-Fiction-Story, die im Jahr 1980 auf dem Mond spielt. Dort leben Russen und Amerikaner, die sich nach einem Atomkrieg auf der Erde ins All gerettet haben. Ganze Horden von politischen und gesellschaftlichen Bezügen fummelt Schmidt in die Erzählungen rein, genauso wie Umstandskrämereien und Volkstümliches. Und natürlich seine bekannten orthografischen Ausgebufftheiten wie „Koalitzohn & Opposizohn“.

Diese allerdings müssen im feinen Vortrag von Jan Philipp Reemtsma untergehen – was nur ein bisschen schade ist, denn oft stolpert man beim Lesen drüber und versteht's eh nicht. Der Mäzen Schmidts und Gründer der Arno Schmidt Stiftung liest erfreulich, mal kauzig, mal lautmalend euphorisch, immer nuancenreich in der Stimmlage. Schmidt hören ist anders als Schmidt lesen – unbeschwerter, aber ähnlich behochachtungswürdig.

KAFF AUCH MARE CRISIUM von Arno Schmidt, Hoffmann und Campe, 2004, 10 CDs, 762 Minuten.



Undatiert, der junge Krahl.

BILD: ARCHIV INITIATIVE KRAHL-GEDÄCHTNIS